

gungen gegeben?“ Vielleicht kann es auch sein, dass uns darüber eine besondere Not unserer Arbeit schmerzlich zum Bewusstsein kommt. — Etwa der Mangel an rechter Seelsorge für den Seelsorger. — Und es kann dann wohl weiter geschehen, dass wir darüber nicht anfangen zu schimpfen, sondern zum Herrn der Kirche zu beten, dass ER sich gerade in diesem Mangel unserer erbarme.

*

Personalia:

Wir begrüßen als neue Mitarbeiter im kirchlichen Dienst des Bundes der Synoden:

Günter Berger, wurde am 9. Jan. 1931 in Niesky geboren. Er erlernte zunächst, wie sein Vater, den Beruf eines Schriftsetzers in einer Buchdruckerei. Durch das Leben und die Mitarbeit in der „Jungen Gemeinde“ spürte er immer stärker den Ruf in die Arbeit der Diakonie. So trat er nach Abschluss seiner Lehrzeit in das Brüderhaus des Johannesstiftes in Berlin-Spandau ein, wo er vorzüglich für den Dienst der Wortverkündigung ausgebildet wurde. Berichte von der kirchlichen Arbeit in Brasilien liessen in ihm den Wunsch reifen, unseren hiesigen Gemeinden mit dem Worte Gottes zu dienen. Günter Berger traf Ende August mit seiner Frau hier ein. Er steht im kirchlichen Dienst der Riograndenser Synode.

Karl-Ernst Neisel ist als Sohn eines Ingenieurs im Dezember 1929 in Hemer, Westfalen, geboren. Er gehörte der Jugendgruppe des CVJM an und stand nach dem Kriege aktiv in der Jugendarbeit. An verschiedenen Universitäten, unter andern auch in New York, studierte er Theologie. Ende September kam er auf Vorschlag des Lutherischen Weltbundes nach hier und wird in der Studentenarbeit in Porto Alegre tätig sein.

Wir wünschen diesen jungen Amtsbrüdern von ganzem Herzen Gottes reichen Segen für ihre Arbeit am Reiche Gottes.

Amtsbruder **D. Schlieper** fuhr auf Einladung des Lutherischen Weltbundes Anfang Oktober nach Nordamerika, um die dortige kirchliche Arbeit kennen zu lernen.

*

Buchbesprechung:

Der Thomanerchor und sein Kantor, Lenka v. Körber, Herbert Reich, Evangelischer Verlag GMBH, Hamburg-Volksdorf, 1954.

Alle Freunde Bachscher Musik und der Thomaner werden es freudig begrüßen, dass Lenka v. Körber mit viel Geschick dieses feine, mit selbstaufgenommenen Photogra-

phien reichlich ausgestattete Buch über den Thomanerchor, der nun bald siebeneinhalb Jahrhunderte lang besteht, und über seinen gegenwärtigen Kantor, Dr. h. c. Günther Ramini geschaffen hat.

Man darf sagen, dass wirklich alles, was einen über den berühmten Chor zu wissen interessiert, in

dem Buch enthalten ist. Anhand der Geschichte eines Zehnjährigen, der in das Alumnat aufgenommen wird, erfahren wir etwas über die Anforderungen, die an einen Thomaner in musikalischer, schulischer und auch disziplinarer Hinsicht gestellt werden. Für uns in Brasilien ist das Kapitel über die Konzertreisen des Chores besonders aufschlussreich.

Für alle, die den Chor bei seiner Reise durch Südamerika zu hören Gelegenheit hatten, wird das Buch eine erfreuliche Ergänzung des Konzerts sein. Aber auch allen denen, welche keine Möglichkeit hatten, den berühmten Chor kennenzulernen, will das Buch ein schöner Ersatz sein. Die ansprechende äussere Ausstattung, die der bewährte Verlag ihm gegeben hat, macht das Buch besonders wertvoll.

H. Dressel.

Heinrich Fausel: D. Martin Luther. Der Reformator im Kampf um Evangelium und Kirche. Luthers Werden und Wirken im Spiegel eigener Zeugnisse. 2. Auflage. 1955. VIII, 476 S. Im Calwer Verlag in Zusammenarbeit mit dem Quellverlag, Stuttgart. — Ganzleinen 19,80 DM.

Mit grosser Freude kann ich hier ein Werk anzeigen, das in einer ganz besonderen Weise nicht nur für uns Pfarrer, Lehrer und Studenten, sondern ebenso für unsere interessierten Gemeindeglieder geeignet ist, ein unvergessliches Bild vom Leben und Wirken, Kämpfen und Siegen unseres Reformators M. Luthers zu geben.

Heinrich Fausel, der Bruder unseres langjährigen Lehrers am Proseminar, hat sein Buch, das in 1. Auflage als 6. Band der Calwer Luther-Ausgabe erschienen, aber seit längerem vergriffen war, in einer 2. verbesserten und erweiterten Auflage als selbständiges Werk herausgegeben. Damit hat er uns allen einen grossen Dienst getan. Denn was er uns schenkt, ist nicht nur eine sehr sorgfältige und abgewogene Auswertung der Ergebnisse der neueren Lutherforschung, die man dem Werk auf Schritt und Tritt abliest; ist nicht nur trotz der wissenschaftlichen Fundierung eine

meisterhaft lebendige Darstellung, die den Leser schon von der ersten Seite an in ihrer Plastik fesselt und in das grosse Geschehen der Reformation förmlich einbezieht — vielmehr will uns das Werk als solches zu Luther selbst hinführen.

Dazu hat Fausel mit grosser Sachkenntnis und ausserordentlichem Geschick aus Luthers Werken, Briefen und Tischgesprächen (nach der Weimarer Ausgabe) in kritischer Würdigung jeweils die Texte ausgewählt und zusammengestellt, in denen der Reformator sich selbst zu seiner Entwicklung, zu den wichtigsten Ereignissen, Verwirklichungen und Entscheidungen seines Lebens und der Geschichte der Reformation geäussert hat. Diese Selbstzeugnisse und Textausschnitte sind nach den Hauptabschnitten des Lebens Luthers gegliedert (die Anfänge; der Kampf mit der alten Kirche (vom Ablassstreit bis zum Reichstag zu Worms); die Ausmerzungen des Schwärmertums; der Aufbau der Kirche; sodann: die Kirche in der Welt (das Wort Gottes und Deutschland; das Wort Gottes und die Kirche); und: die Bewährung der Hoffnung). — Jedem einzelnen Komplex hat Fausel eine einführende Darstellung vorangestellt, in deren Verlauf er durch Ziffern auf die dazugehörigen nachfolgenden Zitate Luthers verweist. Sodann wird jedes Hauptkapitel noch durch eine zusammenfassende Rückschau vertieft und abgeschlossen.

So entsteht ein Bild von einer Unmittelbarkeit, dem sich kein Leser entziehen kann. Es ist Fausel dadurch wirklich das gelungen, was er sich zum Ziele gesetzt hat: „den gewaltigen, fast unheimlichen Mann Luther der Gegenwart nahe“ zu bringen, „nicht durch Verkleinerung, Anpassung, Umdeutung, sondern durch „Übersetzung“. Gerade auch diese „Übersetzung“ aller von Luther stammenden Quellenstücke in unser heutiges Deutsch ist grossartig durchgeführt; sie lässt die Macht der Sprache Luthers noch deutlich nachklingen. Dem heutigen Leser unverständliche Begriffe; Zusammenhänge, die beim Lesen nicht sogleich gegenwärtig sein mögen, sowie auftauchende Namen werden dazu noch in Anmerkungen erklärt,

sodass dadurch wie durch Fausels Diktion das schwierige Vornehmen zum Ziele gekommen ist: ein Buch „der schmalen Grenzscheide zwischen Theologie und Kirche“ zu schreiben, ohne zu verflachen oder zu verharmlosen.

So kann der Leser in unmittelbarem Zugang zu Luther am grossen Geschehen jener Tage teilnehmen — an seinen Glaubenskämpfen bis hin zur Wiederentdeckung des allein selig machenden Evangeliums, an den grossen Stunden und Kampfabschnitten seines Lebens. Aber nicht nur das: Fausel lässt uns durch zutreffende Auswahl von Abschnitten aus Luthers grossen theologischen Schriften auch an seiner theologischen Entwicklung teilhaben und führt uns in die ganze Tiefe seiner theologischen Erkenntnis hinein, die an Hand der grossen Auseinandersetzungen mit der römischen Kirche, dem Schwärmertum, dem Humanismus, mit Zwingli und den Antinomisten nach den entscheidenden Seiten hin entfaltet wird: so etwa Luthers Lehre vom Wort Gottes und von der Schrift, von der Kirche, von der Gebundenheit des Willens, vom Abendmahl, von Gesetz und Evangelium und den beiden Regimentern. Aber auch die Auswirkungen der Rechtfertigungslehre auf all' die Fragen des kirchlichen und politischen Lebens werden dargestellt und erhellt: zB der Aufbau des Kirchenwesens, die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Obrigkeit und nach dem Gehorsam der Christen gegenüber dem Staat sowie Luthers Stellung zur Judenfrage (bei der der Verfasser mit seiner Kritik nicht zurückhält; S 412).

Das alles birgt eine Fülle von Erkenntnissen und Hinweisen, die darauf warten, ausgeschöpft und angewendet zu werden. Das Buch will nicht nur gelesen sein, es will gebraucht und immer wieder zur Verwendung in Unterricht und Predigt und zur Vertiefung der eigenen Erkenntnis und des eigenen Glaubens benutzt werden. Denn über allem Erregenden, das uns das Leben Luthers und die Reformation bieten, ist der Mensch Luther nicht vergessen: er tritt so lebendig in

seinen Kämpfen und Anfechtungen, in seinen Siegen und in seinem Glaubenstrotz vor unser Auge, dass wir auch darin für all' unseren Kleinglauben und unsere Verzagtheit lernen können. — Um das Werk zu einem rechten Arbeitsbuch zu machen, sind sehr sorgfältige und ausführliche Sach- und Namensregister angehängt, die das Gesuchte — Daten und Ereignisse aus Luthers Leben, theologische Begriffe oder Bibelstellen — leicht finden lassen.

Wir können für dieses ausgezeichnete Werk darum nur einen sehr weiten Leser- und Hörerkreis und für Fausel nur die Erfüllung seines Wunsches erhoffen, dass es „gelesen werden“ möge „von jedem Glied der Gemeinde, das sich ernsthaft um ein Verständnis der Reformation bemüht“. Ich könnte mir denken, dass es sich ganz vorzüglich auch als Geschenk für unsere reife Jugend eignet. Denn das scheint mir bei allen sachlichen Vorzügen des Buches das Besondere zu sein: Fausel hat die ungeheure Spannung und Erlebnisstärke des Lebens Luthers — und das heisst doch: der Frage nach Gott überhaupt, einzufangen verstanden, sodass sich das Gebotene unauslöschlich einprägt; und das Buch weist über sich selbst hinaus; es erweckt ein Verlangen, diesen Mann und das, was er neu ans Licht gebracht hat, nicht mehr loszulassen, sondern in der Begegnung mit ihm weiterzufahren, um Christus ganz zu gewinnen: ein in bestem und wahrsten Sinne *fesselndes* Buch!

Einige Anmerkungen mögen diese kurze Charakterisierung beschliessen:

S. 63 lesen wir, dass „*die Rechtfertigungslehre die Form (Sp. v. m.) sei, „in der Luther Christus begegnet ist“*. Was damit gemeint ist, ist völlig klar. Denn zuvor hatte Fausel geschrieben, dass „*die Rechtfertigungslehre die Mitte aller Theologie, der Herzpunkt jeder Glaubensaussage, das Zentrum aller Verkündigung“ sei (ib)*. Dennoch frage ich mich, ob der Ausdruck „*Form, in der Luther Christus begegnet ist*“, nicht doch zu Missverständnissen Anlass geben kann: er hat einen subjektivierenden Nebenklang, wenn ich so sagen darf — oder besser: er er-

weckt den Anschein, als gäbe es noch andere Formen der Begegnung mit Christus. Wohl gibt es gewiss verschiedene Möglichkeiten, Christus zu begegnen, aber sie werden alle im Bekenntnis des *solus Christus* gipfeln, wenn sie echte Begegnung bleiben wollen: das aber und nichts anderes ist der Inhalt der Rechtfertigungslehre; sie ist darum die *eine, notwendige, unumgehbare Form des Evangeliums*. Form und Inhalt können wir hier nicht trennen wollen.

Und eine weitere Frage: Ob wir wirklich sagen dürfen, dass wir „darüber, was die Rechtfertigungslehre für die *Welt* bedeutet, etwa für die Philosophie, die Welterkenntnis, oder für die Politik, die Weltgestaltung, uns auch heute *noch nicht* (Hervorh. v. m.) im klaren“ sind (S. 63)? Dieser Satz erweckt so, wie er formuliert ist, den Eindruck, als bedürfe es weiterer Forschung und Glaubenserkenntnis, um die Folgen der Rechtfertigungslehre auf diese Komplexe zu erhellen. Aber das trifft doch kaum zu. Gewiss können wir die Möglichkeit noch tieferer Erkenntnis des Evangelium nicht bestreiten wollen. Aber grundsätzlich ist doch klar, was die Rechtfertigungslehre für das weltliche Leben des Christen bedeutet: Befreiung und Aufruf zum wirklichen Dienst am Nächsten, wie Fausel das selbst S 180 schlicht und einprägsam ausdrückt. Dass die *Form* dieses Dienstes nicht (gesetzlich im Sinne der *imitatio*) festliegt, dass darüber manche Verschiedenheit des Urteils oestehen kann, das ist keine Frage — aber *diese* Inkongruenz beruht doch nicht in *noch* mangelnder Erkenntnis der Rechtfertigungslehre und ihrer Folgen, sondern in unserem Sündersein, darin, dass wir *justi* und *peccatores* sind.

Ebenfalls hätte ich um der Klarheit willen Bedenken, von der Reformationskirche als der „neuen“ Kirche (S 276) und dementsprechend von den „zwei“ Kirchen (S 177) zu sprechen. Richtig sagt freilich der Verfasser, dass sich die „neue Kirche des Evangeliums... selbst als die eine und wahre Kirche Christi“ verstehe (S 276); auch erinnert er daran, dass Luther „immer wieder betont, dass die aus der

Predigt des unverfälschten Evangeliums hervorgegangene Kirche die *alte Kirche, die Kirche... des Neuen Testaments... sei*“ (S. 421). Doch sollte nicht dieser Anspruch, ohne den die Legitimität der Reformation hinfiele, in *jeder* Beziehung seinen Ausdruck bekommen — meinetwegen dadurch angedeutet, dass man „neu“ und „zwei“ in diesem Falle in Anführungszeichen setzt? — Ein gleiches wäre zu der Verwendung des Begriffes „geistlich“ zu sagen (S 180). Wenn Fausel schreibt, dass Luther das „gesamte Leben... von der *geistlichen* Umklammerung befreit“ habe (Hervorh. v. m.), dann ist „geistlich“ hier ganz ähnlich, wie oben „Kirche“, nicht mehr in seiner eigentlichen Bedeutung, sondern in seiner klerikalisierenden Entstellung benutzt. Hat das Wort „geistlich“ bereits definitiv diesen Substanzverlust hinter sich? Das wäre schade! Denn was besagt die Rechtfertigungslehre anderes, als dass das gesamte Leben durch den Glauben *geistlich* erfüllt wird, dass wir Christen in unserem ganzen Leben vom Geiste getragen und *umklammert* sind? Eben das gleiche meint natürlich auch der Verfasser, wie er denn sagt, dass Luther keineswegs etwa „die Welt ihren eigenen Gesetzen folgen liess“; dass durch ihn nicht das entstanden sei, „was wir heute „als religionslose, weltlich gewordene Gesellschaft und Kultur vor uns haben! Nein, aus der geistlich regulierten und beherrschten Welt wird der Ort der Bewährung und Glaubensübung für den Christen...“ (ib). Sollte nicht auch hier wieder das Wort „geistlich“ in Anführungsstriche zu setzen sein, damit wir es in seiner eigentlichen, für Luther konstitutiven Bedeutung bewahren — aller Desavouierung, die mit ihm vorgenommen ist, zum Trotz?

Eine weitere, allerdings nicht leicht zu beantwortende Frage ist die, ob man nach Luther wirklich vom „Gericht“ als der „letzten Form der Gnade“ reden kann (S. 412; in Zusammenhang mit Luthers Kampf wider die Juden). Mir ist das trotz Luthers Rede von dem doppelten Zorn Gottes — dem Zorn der Liebe

und dem des endgültigen Gerichtes — unwahrscheinlich.

Eine kurze Erwähnung, dass der Speirer Abschied von 1526 *einhellig* gefasst worden ist, hätte die Situation auf dem zweiten Speirer Reichstag noch verdeutlichen können (S 305; vgl. 283 s).

Fraglich ist mir, ob der Erzbischof Albrecht wirklich nur, um mit der „leidigen Angelegenheit“ des Ablasshandels „möglichst wenig zu tun zu haben“, die Bearbeitung des Falles an die Kurie weitergegeben hat (S 86); mE war er dazu verpflichtet. — Dass Zwingli, der seine symbolische Auffassung vom Abendmahl mit Rücksicht auf Luther längere Zeit zurückgehalten hatte, doch nur zögernd die exegetische Entdeckung des Honius nach aussen vertrat, dürfte feststehen (vgl S 304). — Weiter ist mir nicht gewiss, ob man sagen darf, dass „der Schwärmer — trotz aller Verwandtschaft seines Heilsweges mit demjenigen der mit-

telalterlichen Mystik — ein Kind der Reformation“ sei (S 278). Ich möchte gerade die Art seines Heilsweges für das Stigma und also für das entscheidende Kriterium halten, mit dem die Frage nach Ursprung und Zugehörigkeit beantwortet werden muss, auch wenn mancher Schwärmer zunächst mit Luthers Verkündigung in Berührung gekommen ist; nur so, scheint mir, kommen wir zu einem *kirchengeschichtlichen* Urteil. Daher könnte ich die Reformation nur als Anlass zur Entbindung des Schwärmertums, nicht aber als ihre *Mutter* bezeichnen, wie man die Reformation doch nennen muss, wenn man das Schwärmertum als ihr Kind ansieht.

Dass diese Fragen nicht das Gesamturteil beeinträchtigen wollen, mag aus ihnen selbst gespürt worden sein. Es ist ein reiches und kostbares Buch, über das wir uns von Herzen freuen und für das wir tief dankbar sind. Friedrich.



Jellinek:

Eine Handvoll Oliven aus Israel.

Quellverlag Stuttgart.

Wenn wir vom Menschen und seinem Zeugnis sprechen wollen, müssen wir diesen Menschen und sein Zeugnis in seiner Geschichtlichkeit sehen und verstehen. Zur Geschichtlichkeit gehört aber auch der Raum, und zwar der ganz bestimmte Lebensraum. Darum sollte es für einen Theologen hin und wieder ratsam sein, sich mit dem Raum zu befassen, in dem ein gross Teil der Zeugnisse in der Heiligen Schrift entstanden sind. Was ist es eigentlich um dieses seltsame Land Palestina? Was geht da heute vor? Kann man die Geschichte zurückkurbeln? Ist das Geschehen dort nur ein interessantes Experiment? Was geht es uns an?

Vor kurzem hat der schwedische Pfarrer *Jellinek* eine Reise in das Heilige Land gemacht. Das haben zwar viele andere auch getan. Doch dieser Mann hat seine Erlebnisse und Gedanken aufgeschrieben. Und es ist ein Buch entstanden, das hochinteressant ist und wohl manchem etwas geben kann. Eine schwedische Zeitung schreibt in ihrer Besprechung des Buches dazu: „...Das Buch ist geschrieben von einem Journalisten mit dem Blick für schlagende Tatsachen, einem Philosophen mit der Fähigkeit, zeitlose Folgerungen zu ziehen, und einem christlichen Pilger mit tiefer Ehrfurcht für das Heilige...“

Im Folgenden einige Auszüge aus dem Buche:

„Auf der Ben-Jehuda-Strasse stand ein Eselskarren quer über der Fahrbahn und hemmte den ganzen Verkehr. Die Automobile hupten ungeduldig, ohrenbetäubend. Der Besitzer des Esels, ein „Sabre“, ein eingeborener Jude, trat und peitschte das Eesein —

mehr aus Pflichtgefühl und deutlich gegen den eigenen Willen. Der Verkehr musste schliesslich durch eine schmale und winklige Gasse abgelenkt werden. Das dauerte eine Stunde. Da erst stiess das Eselein einen Siegeschrei aus und setzte sich, von selbst, langsam in Bewegung. Der Eseltreiber zog lächelnd eine Handvoll Oliven aus der Tasche und ass eine dieser Früchte, die ein moderner Jude äusserst geringachtet. Prächtige Automobile, riesige Lastautos, ein kleiner störrischer Esel und einige Oliven — Symbole für das Heilige Land in einer Zeit der Gegensätze und des Neuwerdens.

.. In mir wächst ein unbeschreibliches Gefühl von Demut auf: Alles in dieser Heiligen Stadt ist verpflichtend, ist eine Art Masstab für alles, was es in mir gibt. Es ist mir, als wenn die Stadt der Bibel und das Land der Bibel mich mit dem Anspruch absoluter Gültigkeit überfallen wollten. Für die Juden, die hier wohnen, ist dieser Gedanke wohl fremd. Sie sehen tagaus, tagein diese Farben und diese Linien und sind all diesem Geschehen so nahe, dass sie die Demut des Herzens vor dem, dem unsre brennende Sehnsucht galt, verlieren. . . Die Mauern dort oben! Sie sind umbrabraun, mit scharfen Sepiaschatten. Und in all dem: Blitze von weissem Feuer. Daneben: ebenholzschwarze Schatten als unmittelbare Kontraste. Der schmale, kleine Turm auf der Zitadelle weist gen Himmel und schneidet dessen seidenblaues Gewölbe gleichsam auseinander, wie eine blitzende Schere. Hier stand einmal der Palast des Könige Herodes. Dort oben stand der römische Feldherr und wartete auf den, der angeblich kommen wollte, um das römische Joch von Jerusalem abzuwälzen, wartete auf den gefährlichen Aufrührer. Alle hatten ja von dieser Gefährlichkeit gesprochen und die wachsende Revolution gemeldet. Da oben auf dem Dach des Palastes stand ein im Grunde tief ängstlicher Soldat: es sollte ja nun zu dem Zusammenstoss zwischen ihm und dem grossen Rebellen der Juden kommen, diesem Jesus von Nazareth. Dort oben hatte er mit seinen Offizieren die Hundertschaften verteilt und geordnet. Von dort oben wollte er die grosse Schlacht leiten, wenn nun Jesus nach Jerusalem kam. Von dort oben mag wohl Herodes gesehen haben, wie sich die Staubwolken der Stadt näherten. Von dort oben hörte er wohl den Jubel der Hunderte und Tausende, die dem folgten, der „im Namen des Herrn“ kam. Aber da teilte sich die Staubwolke, und mitten in der Menge des Volkes, mitten unter diesen jubelnden und schreienden und vor Freude weinenden Menschen ritt dieser Jesus von Nazareth auf einem Esel. . . Vom Dach seines Palastes klang da das Lachen des Herodes über das Tal, ein nervös befreites Lachen: „Das ist kein gefährlicher Mann!“ Nein, ein gefährlicher Mann reitet nicht auf einem Esel, wenn es die Befreiung eines Volkes gilt. . . Er, der da oben auf dem Dach des Palastes stand, wusste ja nicht, dass es sich nicht um die Befreiung eines Volkes von seiner Besatzungsmacht, sondern um die Befreiung der Welt handelte, und dass Gott selbst dort unten auf einem Esel ritt. . .

Es gibt nicht viele Christen jüdischer Abstammung in Israel, die geradeheraus sagen, woran sie glauben. Die meisten sind allzu ängstlich, sich durch das Bekenntnis zu Christus in eine gegensätzliche Stellung zu der erdrückenden Mehrheit rund um sie zu begeben. Viele von diesen Christen jüdischer Abstammung wollen sich erst eine Stellung in äusserer Hinsicht schaffen, um dann erst das Stärkste und Kostbarste, was sie besitzen, zu bekennen. Sie wollen über diesen Schatz nicht sprechen und sich dafür einsetzen in einer Umgebung die, erfüllt von Vorurteilen gegen das Christentum, alles Christliche bei Juden bekämpft. Denn so wenig die Juden in Israel gegen das Christentum bei andern einzuwenden haben, so scharf und abweisend stellen sie sich noch immer gegen alle Christen jüdischer Abstammung, gegen die „Verräter“. Deshalb kann man die Christen jüdischer Abstammung, die noch schweigen, nicht ohne weiteres schlechte Christen nennen. Sie wollen bekennen, aber sie wissen, dass sie — jetzt noch — zu schwach sind, um auch nur die geringste Aussicht auf Lebensmöglichkeit zu haben. Man kann darüber verschiedener Meinung sein. Man kann schwerwiegende Gründe gegen dies Ausweichen anführen. Aber das Gespräch über dieses Problem muss ein Gespräch in warmem Verstehen, ein Gespräch mit Takt und mit grosser und vorsichtiger Liebe sein. . .

Wenn es nur noch wenige Minuten bis zum Beginn des Sabbats sind, beeilen sich die orthodoxen Juden, in die Synagoge, ins Bethaus, zu kommen. Heute sind sie fein gekleidet und rein. Die Wächter des Sabbats kontrollieren die lange Reihe der Geschäfte, die schon geschlossen sind oder bei denen noch die Rollgardinen „auf Halbmast“ stehen. Verspätete, gejagte Menschen kaufen im letzten Augenblick noch ein, was sie bisher vergessen haben und für den Sabbath brauchen, kriechen noch durch irgendeine nicht ganz geschlossene Geschäftstür hinein oder schleichen heraus, und der Geschäftsinhaber schliesst nach ihnen ab. Man fürchtet diese „Sabbat-Zeloten“. Wenn sie irgendeinem begegnen, der nach dem Beginn des Sabbats raucht oder arbeitet, so zischen sie ihm ihr „Schabbes! Schabbes!“ entgegen. (Die orthodoxen Juden sprechen im allgemeinen auf der ganzen Welt jiddisch, und das Wort „Schabbes“ ist die jiddische Form von „Sabbat“.) Diese Sabbat-Zeloten sind sehr aggressiv gegen ihre weniger frommen Brüder und Schwestern, vor allem gegen die, die Auto fahren oder auf irgendeine Weise das Gebot Gottes verletzen. . . Hier steht ein solcher Wächter des Sabbats an der Seite eines Schuhputzers, der noch mit seiner Arbeit beschäftigt ist. Der orthodoxe Jude, ungefähr 30 Jahre alt, schaut der Arbeit zu, bewegungslos. Endlich glänzen die Schuhe des Kunden blank und rein. Und vorrübergehend verschwindet der Ausdruck des Leidens in den Augen des orthodoxen Juden. Ein zufriedenes Lächeln gleitet über sein Gesicht, denn noch ist die Sonne ja nicht untergegangen, noch leuchten die Dächer der Häuser im letzten, rosigen Abendschein. Noch ist das Gesetz Gottes nicht übertreten. . . Aber: Da kommt ein anderer Bursche

hervor und setzt den einen Fuss mit dem staubigen Schuh auf die kleine Kiste des Schuhputzers und ruft: „Gam ani! Ich auch!“ Einige Leute sind schon länger dagestanden und haben erwartungsvoll den Schuhputzer und den orthodoxen Juden betrachtet. Jetzt sammeln sich viele. Neugierig: Wie wird der Wächter des Sabbats reagieren? Dieses schöne, bleiche Bücherwurm-Gesicht wird von einer Wolke des Schmerzes überschattet. Er streckt die Hand mit den langen, weissen Fingern abwehrend gegen den jungen Burschen: „Jetzt nicht mehr! Es ist Sabbat!“ Der Schuhputzer — ein Araber — hat indessen zu putzen begonnen, und der Bursche lacht: „Gehörst du zur Polizei? Beeil' dich, damit du zurechtkommst ins Bethaus!“ Der Sabbat-Zelot schüttelt den Kopf: „Siehst du nicht: die Sonne geht unter!“ Und er zeigt hinauf zum Dach des Hauses. Die jungen Leute rund umher lachen. Einer im Haufen sagt: „Lasst den Schuhputzer weitermachen — er braucht sein Geld — und in diesem Land muss man wirklich dazutun, dass man etwas verdient! Er braucht seine Grusch!“ Der Fromme antwortet nach einer Weile leise und einfach: „Es ist Sabbat!“ Und er sieht ängstlich zum Dach des grossen Gebäudes hinauf — dort sieht man noch eine schmale rosa-rote Linie. Jetzt wird der andere Schuh auf die Kiste des Schuhputzers gestellt. Man sieht es dem orthodoxen Juden an, wie schwer er leidet, und er presst hervor: „Du hast ja die ganze Woche Zeit gehabt, deine Schuhe zu putzen. . .“ Und er schweigt wieder, schüttelt den Kopf und starrt auf die Hände des Schuhputzers, auf diese verarbeiteten, schmutzigen alten Hände, die sich mit der Genauigkeit einer Maschine bewegen. Das ist ein spannender Wettlauf mit der Sonne. Wird es dahin kommen, dass der Sabbat-Zelot schliesslich die Kiste des Schuhputzers nimmt und sie auf die Strasse schleudert? Solches ist hier zu lande oft geschehen. Die Sympathien sind nicht auf der Seite des Sabbat-Zeloten. Und jetzt kommt ein anderer junger Mann, stark und gross, kräftig und braungebrannt, und man sieht ihm die geschmeidige Stärke des Arbeiters an. Er sagt: „Nach ihm: gam ani! Ich auch!“ Das Gespräch wiederholt sich. Aber plötzlich schlagen die Sympathien der Umstehenden um und wenden sich dem Sabbat-Zeloten zu, denn der neue Kunde lacht und bedroht den Wächter des Sabbats: „Verschwind in dein Bethaus, du Idiot! Wir machen, was wir wollen!“ Der Wächter des Sabbats ist still. Kein Jude hat ihn bisher noch Idiot genannt. Und ein türkischer Jude antwortet an seiner Stelle. Sehr scharf. Einen Augenblick sieht es aus, als wenn diese zwei jungen jüdischen Riesen ins Handgemenge miteinander kommen sollten. Aber in diesem Augenblick hat der Schuhputzer seine Arbeit abgeschlossen. Er beginnt, die Geräte wegzuräumen und in die kleine Kiste zu ordnen. Alle stehen still. Die Bewegungen der alten, müden Hände, diese Werktagsbewegungen der Arbeit, werden von allen mit äusserster Spannung beobachtet. Der Wächter des Sabbats folgt mit den Augen jeder Bewegung des Schuhputzers in gespannter Aufmerksamkeit — manchmal mit einem Blick hinauf gen Himmel,

der noch blau ist und nur ein leichtes Grauwerden ahnen lässt. Und jetzt endlich hängt der Schuhputzer seine Kiste über die Schulter. Da setzen sich alle, ein ganzer Zug, in Bewegung: voran der Schuhputzer, dicht hinter ihm der Wächter des Sabbats. Er muss zusehen, dass der Schuhputzer wirklich nach Hause geht und sich nicht an einer andern Ecke niederlässt und zu arbeiten beginnt. Und diesen beiden folgen die jungen Burschen, mit dem türkischen Juden an der Spitze, und ein neugieriger Anhang von Männern und Frauen. Plötzlich wendet sich der Sabbat-Zelot um und dankt dem Mann, der ihm geholfen hat und der jetzt äusserst geniert aussieht. Es ist ihm sichtlich peinlich, dass er für den Wächter des Sabbats Partei genommen hat. Der Schuhputzer hat die ganze Zeit nicht ein einziges Wort gesagt, und schliesslich wendet er sich nach links und geht in eine staubige und steinige Gasse. Der ganze Zug bleibt stehen. Mit den Augen folgt der Wächter des Sabbats dem Schuhputzer, bis er in einer kleinen niedrigen Tür verschwindet. Dann geht er mit immer schnelleren Schritten davon. Schliesslich beginnt er zu laufen, zur Synagoge...

Wie steht es mit der christlichen Mission in Israel?... Ich frage einen jüdischen Generalstabsoffizier, wie er sich zur Mission stellt. Er antwortet mit höhnischer Grimasse: „Wir sehen auf all diese Judenmission mit lächelnder Toleranz“. Er sagt es auf englisch, und die Worte „with amused tolerance“ klingen wie Peitschenhiebe. Ein jüdischer Freund sagte mir: „Du kannst es mir glauben: ich kenne wenigstens ein Dutzend solcher Seelenfänger; meist sind es solche, die sich selbst zu diesem Beruf ernannt haben, die ihre Miniaturgemeinden in der Nähe von Mea Shearim sammeln, im Abessinien-Quartier. Wahrscheinlich sind es viel mehr als ein Dutzend. Sie kommen und gehen. Beinahe auf jedem Hof befindet sich eine solche winzige Gemeinde“. „Kennst du sie? Kennst du diese Leute?“ „Gewiss. Ich kenne sie gut. Ich habe ihren Ansprachen oft zugehört. Ihre Lehren wechseln zwischen einem nebelhaften sogenannten Urchristentum und Predigten, die genau so nebelhaft sind, in denen sie von re-inkarnierten, von wiedergeborenen Messiasgestalten reden. Aber eines ist diesen Menschen gemeinsam, nämlich, dass sie ihre Beschützer in Amerika haben, und diese Beschützer schicken Geld, Lebensmittel und alte Kleider...“ „Bist du wirklich sicher, dass das wahr ist?“ „Sicher? Es gibt verschiedenen Gruppen. Die eine Gruppe besteht aus reichen Narren, die sich betrügen lassen — gerne! — von ihren Abgesandten im gelobten Land. Die andern, das sind die, die bei reichen Narren in Amerika betteln...“ „Du bist in deiner Verurteilung der Missionare sehr scharf, aber du musst zugeben...“ „Ich weiss genau, was ich sage. Ich weiss genau, dass es ehrliche gläubige Missionare und auch wirklich ehrliche Bekehrte gibt. Aber auf jeden Fall ist die Anzahl der Phrasendrescher und der Arbeits-scheuen viel grösser. Ich kann dir sagen, dass es noch keinem dieser Laienmissionare gelungen ist, eine Gemeinde in Jerusalem aufzubauen, die durch ihre Quantität oder Qualität die Kosten

gerechtfertigt hätte, die ein solches Religionsunternehmen mit sich bringt. Und wenn dann irgendein Abgesandter von Amerika oder anderswoher nach Jerusalem kommt und eine Predigt in irgendeiner dieser Miniaturgemeinden hält, dann kommt dieser ganze Kreis von Menschen zusammen, die sonst bei allerlei Missionsgesellschaften schmarotzen, und bei diesen Zusammenkünften kann man immer mit ungefähr 80 Judenchristen rechnen... Dann reisen die Inspektoren von Amerika oder anderswoher wieder heim, sind äusserst zufriedenen und schreiben begeisterte Artikel über ihre Erlebnisse und wie sie selbst gesehen haben, dass Gottes Werk im Heiligen Land vorwärtsschreitet...“

Auch Juden können arbeiten, und sie tun es nicht schlechter als andere... Die Stärke dieses „Volkes im Werden“ ist unbezweifelbar, da alle, die das neue Land ernst nehmen, wirklich arbeiten wollen. Alle? Es gibt unendlich viele tragische Schicksale in diesem neuen Israel. Denn es gibt doch noch viele Tausende, vielleicht Zehntausende, die nicht arbeiten wollen oder nicht arbeiten können. Die Alternden. Die Alten. Israel schleppt sich ja mit einem Erbe, das erst überwunden werden muss: mit dem Erbe, dass die Juden jahrhundertlang keine körperlichen Arbeiten ausführen durften. Es gibt vor allem viele, die nur von Not und Verzweiflung aus ihrem europäischen Land nach Israel getrieben wurden und sich dort eine bequemere Zukunft versprachen. Diese Spekulanten sind enttäuscht. Und viele unter den Alten, die in europäischen Ländern alt geworden sind, können sich mit dem besten Willen nicht in die neue, halb orientalische, halb modern-abendländische Kultur hineinfinden...

Heilige Stätten? Auf der Höhe des Karmel-Gebirges liegt eine Kirche, Stella Maris. Ein Mönch empfängt den jüdischen Chauffeur, der ehrfürchtig die Mütze abnimmt, und uns. Der Altar steht — nach der ausführlichen Erklärung des Paters — genau über dem Platz, wo sich der Prophet Elias vor den Baals-Priestern in einer Grotte versteckte. Der Pater bittet um Almosen für seine Kirche. Er zeigt uns andere Sehenswürdigkeiten der Kirche und bittet um Almosen. Der Besuch ist zu Ende. Nein, doch nicht; der Pater will uns „etwas viel Schöneres“ zeigen, wenn wir bereit sind, weitere Almosen zu geben. Wir folgen ihm, neugierig, zu einem grossen Gewölbe, in welchem eine Krippe aufgebaut ist: eine Weihnachtskrippe von nie gesehener Grösse. Der Pater bittet um eine Gabe. Und dann setzt er die Krippe in Bewegung. Ja, wirklich: in Bewegung! Er drückt auf einen Knopf, und der Stern über Bethlehem leuchtet auf. Er drückt auf einen andern Knopf, und die andern Sterne an der Himmelskulisse leuchten. Er bittet um Almosen und drückt wieder auf einen Knopf, und die kleine Ampel im Stall leuchtet auf. Noch ein Knopf, und die Hirten beginnen mit ihren kleinen Köpfen zu nicken, verbeugen sich, beginnen vorwärtszugleiten. Wieder ein Knopf: die Weisen vom Morgenland rutschen auf ihren Schienen gegen den Stall hin. Er drückt auf einen Knopf; da braust ein kleiner Wasserfall im Hintergrund. Der

Pater bittet um Almosen. Und schliesslich bewegt sich dieses ganze heilige Tivoli in der grotesksten Art. Es klappert und und klirrt, es stöhnt und braust und knirscht und knarrt und schnurrt und bewegt sich! Die Herrlichkeit dauert glücklicherweise nicht lange. Erleichtert bezahlt man sein Almosen, und der Pater drückt wieder auf die verschiedenen Knöpfe, auf einen nach dem andern. Die Maschinerie bleibt langsam stehen. Es ist still. Man hat eine „Heilige Stätte“ gemacht. . . Heilige Stätte in Nazareth, wo die Josephskirche von französischen Mönchen über der Grotte aufgebaut ist, wo gemäss der Überlieferung Joseph und Maria wohnten: Bitten um Almosen. . . Grosser Geschäftsmittelpunkt für Devotionalien. Am Strand des Genezarethsees ist es doch still. Endlich still. **Hier** ist eine heilige Stätte. Es gibt so viele heilige Stätten überall hier im Land — wenn wir nur vom Touristenbetrieb wegkommen, und hier am Strand ist es still. Die Luft ist mit Erinnerungen geladen. Ewige Worte, einst hier gesprochen, kommen einem in den Sinn. Dort unten: einige Fischer. Ich bin allein. Hier ist ER wirklich — endlich! — ebenso nahe, wie ER mir daheim in meiner Kirche nahe ist. So nahe wie zu Hause im Kämmerlein, da ich bete. . .

All diese Menschen pendeln zwischen der unzeitgemässen jüdischen Orthodoxie und dem zionistischen Nationalismus. Es sind Menschen mit tiefer innerer Unzufriedenheit, mit einer tiefen, grossen Sehnsucht. Ein schweigsamer Mann wandert auf dem Schiff umher und sitzt im Speisesaal, immer mit dem Hut auf dem Kopf: es ist ein Kultusbeamter, ein orthodoxer Jude. Ich weiss, dass es auf allen israelitischen Schiffen einen solchen Kultusdiener gibt, der die Vorschriften zu überwachen hat, nach denen sich ein frommer Jude beim Essen, beim Gottesdienst und im ganzen Leben richten muss. Am Freitagabend ist die Bar für den allgemeinen Besuch unzugänglich. Hier findet der Freitagabendgottesdienst statt. Und beim Gottesdienst des Sabbat-Tages, am Sonnabend, bin ich mit dabei. Da singen die Männer, die zum Gottesdienst versammelt sind, einen alten Davids-Psalm, dessen Melodie ich wiedererkenne. Es ist ja die der israelitischen Nationalhymne, der „Hatikvah“. Aber die Männer singen nicht die Nationalhymne, sondern sie singen die Worte des 117. Psalms auf diese Melodie. Da plötzlich wird der Gottesdienst jäh unterbrochen. Es ist ein ungeheurer Schock für mich, zu sehen und zu erleben, wie der junge Offizier des Geheimdienstes aufgeregt nach vorn springt und sich auf den Synagogenvorsteher stürzt, der den Psalm angestimmt hat, und schreit: „Das ist eine Unverschämtheit! Wie können Sie es wagen, die heilige Melodie unserer Nationalhymne während eines Gottesdienstes zu singen?“ Es ist Aufruhr. Geballte Fäuste. Der Gottesdienst ist gestört, und dies ist auf die peinlichste Weise geschehen. Ein lautes Streitgespräch ist schon im Gange. Jeden Augenblick muss man Handgreiflichkeiten erwarten. Die alten Männer stellen sich auf die Seite des Synagogenvorstehers und fragen: „Warum soll man nicht einen Psalm nach der Melodie der Hatikvah singen dürfen?“ Aber die jungen Männer sind

scharf dagegen. Die Melodie ist nur für die Nationalhymne da und darf nur bei feierlichen nationalen Gelegenheiten gesungen werden! Schliesslich wenden sie sich an mich, und ich sage ihnen, dass die Melodie ohne weiteres im Gottesdienst gebraucht werden könne, denn es ist, wie ich weiss, eine ursprünglich gottesdienstliche Melodie, die in alten sephardischen Synagogen gesungen wurde, lange bevor sie zur Melodie der neuen Nationalhymne wurde.

Das Buch ist in der Schriftenzentrale zum Preise von Cr\$ 102,00 erhältlich.

*

Aussprache:

Das im folgenden ausgeführte trägt in ganz besonderen Masse persönlichen Charakter. Wir bringen diese Dinge, weil diese Hefte ja der Aussprache der Amtsbrüder untereinander dienen sollen. Es ist damit nicht gesagt, dass etwa die Schriftleitung immer dieselbe Meinung vertritt. Aber das schadet ja schliesslich nichts. — Wir würden es begrüßen, wenn auch andere den Mut fänden — und vor allem wohl auch die Zeit —, ihre Meinung zu diesen und anderen Dingen zu äussern. Es ist nämlich für die seelische Gesundheit besser, wir sprechen einmal darüber, als das wir alles für uns allein herunterwürgen. Die Leber ist bei dem hiesigen Klima gerade genug gefährdet.

Auswanderung für immer.

Während deutsche Zeitungen berichten, dass mit jedem Dampfer von Übersee, der in Hamburg einläuft, deutsche Auswanderer wieder zurückkommen, enttäuscht, von Heimweh getrieben; während wir hier selbst erleben, wie wenige der nach dem zweiten Weltkrieg nach hier Ausgewanderten geblieben sind, ist in einem „Sendbrief des Martin-Luther-Vereins in Bayern“ (Folge 2. Trinitatis 1955, Neuendettelsau) zu lesen: Auswanderung für immer. Die Gesamtüberschrift des frisch geschriebenen Artikels lautet: Bei den Brasilienpastoren von morgen. Über den ersten Abschnitt hat der Verfasser die Überschrift gesetzt: Auswanderung für immer.

In diesem Absatz lesen wir: „Drüben treten die Pastoren ganz in den Dienst der brasilianischen Kirche, ohne dass sie in einem Abhängigkeitsverhältnis von Neuendettelsaus (gemeint ist das „Evangelisch-Lutherische Missions- und Diasporaseminar Neuendettelsaus“) bleiben. Man rechnet auch damit, dass sie ganz nach Übersee auswandern und dort in der neuen Heimat bis an ihr Lebensende bleiben. Nach 5 Jahren können sie, sofern sie die portugiesische Sprache beherrschen, die brasilianische Staatsbürgerschaft beantragen“.

Was heisst das? Das heisst doch, dass eine kirchliche Stelle Leute ausbildet, um sie dann auf Lebenszeit, und möglichst noch mit einer Frau — wie aus einem späteren Absatz hervorgeht —, in ein fremdes Land zu senden und aus dem, was nun mit und in den Ausgesandten vor sich geht, was sie erleben, wie sie das Erlebte verarbeiten, im Grundsatz nicht bereit sind, diesem eigent-